



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 24. AUGUST.

Eine edle Handlung seltener Art.

Herr Ad. C. Maske theilt aus Wien in der „Warte an der Donau“ Folgendes mit: Ein Gemeiner eines hier stationirten Grenadier-Bataillons wurde vor einigen Tagen zu einem Schuhmacher auf Execution geschickt. Als er in die Wohnung des Exequirten trat, entfaltete sich vor seinen Augen das Bild des Elendes und der augenscheinlichsten Noth. Ein krankes Weib lag in einem schlechten Bette, und mehrere kleine, sehr schlecht bekleidete Kinder liefen leichenblaß im Zimmer umher. Der Grenadier, von diesem Anblicke gerührt, ließ sich mit dem armen Schuhmacher in ein Gespräch ein, und erfuhr auf diesem Wege, daß Unglücksfälle und Krankheiten die bedauernswerthe Familie beinahe an den Bettelstab gebracht haben, und daß die armen kleinen Kinder sich wohl hungrig werden zu Bette legen müssen. Die Schilderung dieses Jammers rührte den Grenadier so sehr, daß er dem unglücklichen Manne die Hand drückte, und mit der Versicherung schied, er werde sich bemühen, so viel als seine beschränkten Kräfte zulassen, Hilfe zu schaffen. — Des andern Morgens schon ließ sich der Grenadier bei seinem Hauptmann melden, und bat denselben, ihm 50 fl. E. M. von dem Gelde, welches er ihm zur Aufbewahrung gab, verabsolgen zu wollen. Der Hauptmann trug einiges Bedenken, in das Ansinnen des Gemeinen zu willigen; ja, er führte ihm zu Gemüthe, daß das viele bare Geld den Anlaß zu Viederlichkeiten geben, und der bisher unbefleckten Conduite des Mannes nachtheilig werden könnte. Als jedoch der Gemeine nicht nachließ und die heiligste Versicherung gab, daß er das Geld gut anwenden wolle, entschloß sich der Hauptmann zur Ausfolgung dieser Summe. — Kaum hatte der Grenadier das Geld in den Händen, als er sich ungefümt zu dem armen Schuhmacher verfügte, ihm selbes ganz einhändigte, und ihm auftrug, seine

Schulden zu zahlen und sich rüstig wieder an's Geschäft zu machen. Eine Rückzahlungsfrist setzte er nicht fest, sondern bedeutete dem armen Manne, er solle, wenn es ihm einmal besser gehen wird, zeitweise einen Gulden zurücklegen; auch werde er von Zeit zu Zeit kommen, und sich umsehen, welche Früchte sein guter Wille getragen habe. Hierauf schenkte er der armen Familie noch einige Gulden, und befahl ausdrücklich, für den nächsten Abend Braten und Wein herbeizuschaffen, damit sich Alle dieses Tages mit Freuden erinnern mögen. Ohne seinen Namen zu nennen, schied der Grenadier, von den Segenswünschen der ganzen Familie begleitet. — Der arme Schuhmacher befolgte pünktlich die Befehle seines Wohlthäters, und die Fröhlichkeit zog wieder bei der armen Familie ein.

Um eben diese Zeit wurde bei einem in demselben Hause wohnenden Schneider ein Diebstahl verübt, der nicht ganz unbedeutend war. Der Schneider machte sofort bei den Behörden die Anzeige, fügte jedoch bei, daß sein Verdacht zuvörderst auf den im nämlichen Hause wohnenden verarmten Schuhmacher falle, weil derselbe vor drei Tagen exequirt worden sey, und gestern Abends Braten und Wein für seine Familie nach Hause gebracht habe. — Der Schuhmacher wurde vorgerufen und angehalten, sich auszuweisen, woher er das Geld habe, um solchen Aufwand für Speisen und Wein zu machen. Er erzählte hierauf Alles der Wahrheit getreu, fand aber nicht viel Glauben. Da er aber bei seiner Aussage beharrte, leider aber den Namen des Grenadiers nicht anzugeben wußte, so hätte ihm dieß leicht Fatalitäten zuziehen können. Durch längere Nachforschungen erfuhr man, welcher Grenadier an dem bezeichneten Tage bei dem armen Schuhmacher auf Execution war. Endlich wurde auch dieß auf officielem Wege zur Sprache gebracht, und der

wackere Grenadier mußte, um den armen Schutzmacher von einem ungegründeten Verdachte zu befreien, Alles aufklären, was er mit sichtbarem Widerwillen that. —

Diese edelmüthige Handlung des braven Grenadiers wurde bald allenthalben im Bataillone bekannt, und der Hauptmann säumte nicht, hierüber sogleich dem Commandanten Bericht zu erstatten. Der Commandant brachte den ganzen Vorfall zur Kenntniß des Inhabers, — eines hochgestellten, und wegen seiner humanen Denkungsart gefeierten Herrn, welcher dem braven Grenadier 100 Stück Ducaten zumitern ließ, und ihn augenblicklich zum Qua-Geldweibel ernannte, den ausdrücklichen Befehl beifügend, diesen Mann, wenn er sich im Schreiben mehr ausgebildet haben wird, unverzüglich zum wirklichen Geldweibel zu befördern.

So abenteuerlich auch das Ganze klingen mag, so ist doch Alles reine, buchstäbliche Wahrheit, und ich werde nicht ermangeln, den verehrten Lesern unserer Berichte demnächst den Namen des braven Grenadiers bekannt zu geben. Möge das Beispiel dieses wackeren Mannes zahlreiche Nachahmungen finden. —

Feuilleton.

(Esprit de Corps.) Ein alter Jurist der französischen Hauptstadt veröffentlicht im „Droit“ Erinnerungen aus seinem Advocatenleben. Unter Anderem bemerkt er, es habe früher unter den Pariser Advocaten gewissermaßen, oder vielmehr in Wahrheit, eine Solidarität geherrscht, die sich auf Alles bezogen habe. Zum Beleg erzählt er folgenden Vorfall: „Im Jahre 1784 starb ein junger Advocat, der zu den schönsten Hoffnungen berechnete, und hinterließ eine Witwe mit zwei Kindern ohne Vermögen. Nach Jahresfrist verbreitete sich das Gerücht, die Witwe unseres Collegen wolle sich wieder verheirathen, und zwar mit einem Herrn H**, einem Generalpächter, der reich war, aber im schlechtesten Rufe stand. Seine Rechtlichkeit war mehr als ein Mal in Zweifel gezogen worden, und er hatte sich nur durch Kriechereien und Niederträchtigkeiten so empor gebracht. Dieß war bekannt, und deshalb wurde die unglückliche Verblendung der jungen Witwe, die den Namen eines Ehrenmannes mit dem eines Schuftes vertauschen wollte, allgemein bedauert. „Aus Achtung vor dem Andenken unseres Collegen muß die Heirath hintertrieben werden!“ meinte Herr von Saint-Frieix, ein geistreicher junger Advocat, dessen originelle Art zu seyn

im Justizpalaste bekannt war. „Das ist unmöglich!“ wurde dem Hiskopfe geantwortet. „Unmöglich? Sie sollen sehen, daß ich meinen Willen bekommen. Passen Sie auf, ich übernehme es, die Sache ins Reine zu bringen.“ Gelagt, gethan! Saint-Frieix ging zu der in Frage stehenden Witwe, und stellte nach einer kurzen Einleitung an sie die Frage: „Ist es wahr, Madame, daß Sie sich wieder verheirathen wollen?“ „Ja, Herr von Saint-Frieix.“ „Mit Herrn H**?“ „Ja, mein Herr.“ „Haben Sie Neigung zu dem Manne? Erlauben Sie mir die Frage, hat die Liebe bei dieser Verbindung wirklich die Hand im Spiele?“ „Ihre Frage befremdet mich!“ „Verzeihen Sie, Madame! Ich fühle selbst, wie auffallend und bizarr meine Frage erscheint; aber es geschieht zu Ihrem Besten und die Sache macht sich nun einmal nicht anders.“ „Nun, mein Herr, im Vertrauen, es ist eine Convenienzheirath. Ich habe zwei Kinder; mein guter Mann starb ohne Vermögen. Ich muß... mich meinen Kindern opfern. Ich glaube das Andenken meines seligen Mannes so zu ehren.“ „Das wollt' ich nur wissen, Madame. Hören Sie, Sie nehmen diesen Herrn H** nicht; er ist ein Schurke, der Ihnen nur Geld und Schande zubringt. Ich weiß eine bessere Partie für Sie, Madame. Was meinen Sie dazu? Da ist ein junger Mann, er ist Advocat und hat wohl kein großes Talent, aber ein gutes Herz; er besitzt mit Ehren sechstausend Livres Renten, und einen unbesleckten Ruf. Sehen Sie, dieser junge Mann würde sich überaus glücklich schätzen, wenn Sie seine Hand, sein Herz und seinen Namen annehmen wollten. Brauche ich noch hinzuzusetzen, daß dieser Advocat und Colleague Ihres verstorbenen Mannes Niemand anders ist, als meine Wenigkeit?... Machen Sie mich glücklich und weisen Sie den Antrag nicht ab!“ Und die junge Witwe brach mit dem reichen Mann und wurde Saint-Frieix glückliche Gattinn.

(Literaten in China.) In China, das freilich in der Civilisation sehr weit zurück ist, nehmen die Literaten eine ganz andere Stellung ein als in Europa und namentlich auch in Deutschland, denn die chinesischen Literaten bilden die höchste Classe der Gesellschaft. In einem englischen Werke: „Ten thousand things relating to China etc. by B. L. Langdon,“ heißt es darüber: Es gibt in den Provinzen alle Jahre und in Peking alle drei Jahre Prüfungen, zu denen sich Schaaren von ehrgeizigen Gelehrten drängen. Zu diesen Prüfungen kann Jedermann gelangen, ausgenommen gemeine Dienst-

leute, deren Kinder und Enkel und Schauspieler. Die gegenwärtige Dynastie, welche sich viele Mühe gibt, ein stehendes Heer zu erhalten, hat auch unter den Soldaten ähnliche Prüfungen und Titel eingeführt. Das ganze Reich ist eine große Universität; die Glücklichen, welche durch die verschiedenen nöthigen Prüfungen kommen, werden mit Auszeichnungen beehrt. Man gibt ihnen Festgelage auf Kosten der Nation; ihre Namen und Siege werden durch das ganze Land bekannt gemacht, man schmeichelt ihnen, und sie sind ipso facto zu allen Aemtern, die der Souverain vergeben kann, wählbar. Die Gelehrtesten werden zu dem höchsten Grade der literarischen Rangordnung, zu dem Han-sin, zu der Mitgliedschaft des Nationalcollegiums erhoben. Die 14,000 Civilmandarinen sind fast ohne Ausnahme die beaux esprits, die besten Gelehrten des Reiches. Die Mitglieder des höchsten literarischen Ranges dürfen einen gewissen weißen Stein an der Mütze tragen. Das Talent steht in China in der höchsten Achtung, alle andern Titel, alle andern Aemter u. werden im Vergleich damit für nichts geachtet. Auch lesen die Chinesen beinahe so viel wie die Deutschen, und die Zahl der chinesischen Bücher ist bedeutend. In Geschichte, Biographie, Drama, Poesie und Roman gibt es gar keinen Mangel an Schriften. Die chinesische materia medica umfaßt achtzig Octavbände. Auch die Zahl der statistischen Werke ist sehr groß. Manche von den Diamanten sollen treffliche Sittengemälde und die Charakterschilderung nur zu loben seyn. Alle Tage treten, wie bei uns, neue Schriftsteller auf, obgleich ebenfalls nur wenige zum Berühmtwerden gelangen. Die Presse ist sehr thätig und der Buchhandel ein einträgliches und höchst ehrenvolles Geschäft. Privatpersonen haben ihre Bibliotheken und die Regierung hat ihre Sammlungen. Davon gibt es auch Cataloge, von denen manche nur die Titel der Bücher und die Namen der Verfasser enthalten, andere dagegen daneben auch kurze Angaben des Inhaltes. Von der kaiserlichen Bibliothek in Peking gibt es Cataloge von beiden Arten.

(Hinterlist zu Gunsten der Armen.) Wie überall, so bemühen sich auch die Damen in Paris sehr, die Armen so viel als möglich zu unterstützen, namentlich sind dort die sogenannten *Gancy-fairs* sehr beliebt, bei denen vornehme Damen bekanntlich als Verkäuferinnen von allerlei Gegenständen für die Armen fungiren, und die Herren sich einfinden, bei ihnen zu kaufen. Eine kleine Hinterlist zu Gunsten der Armen ist da wohl erlaubt, und

kommt nicht selten vor. So erzählt man, die Baronin von L. hatte sich vorgenommen, den Grafen L. an der empfindlichsten Stelle seines Herzens — nämlich an der Börse zu verwunden, da der Graf für ziemlich geizig gilt. Er ging bei einer solchen Ausstellung umher, handelte an jeder Bude, hütete sich aber wohl, etwas zu kaufen, was die Damen im höchsten Grade erzürnte. In dem Augenblicke, als er mit einem Bekannten ein sehr lebhaftes Gespräch angeknüpft hatte, schlich die junge Baronin von L. hinter ihn, und stellte da die beiden schönsten geschliffenen Glasvasen auf. Bei der ersten Bewegung, die der Graf machte, warf er sie herunter, und sie zerbrachen. Die Damen stellten sich verzweifelt. Der Graf drehte sich um, und erblickte erbleichend die Ueberreste der schönen Opfer. „Wie glücklich Sie doch sind, Herr Graf,“ sagte die junge Dame, welche die Vasen so geschickt aufgestellt hatte, „sie kosten nur 150 Franken.“ Der Graf betrachtete die Trümmer mit wahrhaft rührender Trauer, doch zog er, ohne weiter ein Wort zu sagen, die Börse, zahlte die 150 Franken, und ging fort, hütete sich aber wohl, irgend einer Bude wieder zu nahe zu kommen. — Der Marquis von G., einer der ersten Elegants zu Paris, befand sich ebenfalls bei dieser Ausstellung, und sprach mit einer der Damen, welche ihm die schönsten Gegenstände zum Kaufe anbot. — „O nein!“ antwortete er, „alles dieß reizt mich nicht; nur Etwas möchte ich kaufen, denn das halte ich für das Schönste, — das kleine Tuch, das sie um den Hals geschlungen haben.“ — „Ich wagte nicht, Ihnen dasselbe anzubieten,“ entgegnete die junge Dame sogleich, ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, „denn es kostet 500 Franken.“ „Jedermann bringt den Armen seine Gabe dar,“ sprach der Marquis. Er mußte das Tuch nehmen, weil die schöne Verkäuferin ihm dasselbe hinhielt, und legte leuzend eine Banknote von 500 Franken hin.

(Die Mumificirung.) Es ist bisher noch immer nicht mit voller Bestimmtheit ermittelt worden, auf welche Weise die alten Aegyptier die Leichen ihrer Verstorbenen in Mumien verwandelten, und sie solcher Art gewissermaßen für die Ewigkeit vor der Fäulniß und Verwesung bewahrten. Darüber liefert uns nun der französische Gelehrte Hr. Co-marre eine sehr interessante Abhandlung, welche, ob sie auch nur eine Hypothese ausspricht, doch als solche zu fest begründet ist, als daß man seiner Ansicht den Glauben versagen könnte. Das Wesentliche bei der Mumificirung, sagt er, bestand unzweifelhaft in der gänzlichen Vertrocknung des

Leichnam's, und dieser Prozeß geschah durch eine auf einen außerordentlichen Grad gesteigerte Erhitzung des Leibes; die zu gleicher Zeit in den todtten Körper gebrachten vegetabilischen Substanzen entweksten Creosot, wovon der ganze Leib durchdrungen wurde. Dieses Erhitzten kann man füglich eine Art Durchräucherung nennen, deren Endresultat das Vertrocknen ist. Die Versuche, welche unlängst Hr. Johnson zu Shrewsbury mit einer wohlerhaltenen Mumie angestellt hat, bestätigen vollkommen die Ansicht des Hrn. Comarre; auch Hr. Rouelle kann hier citirt werden, denn beide Chemiker haben durch Destillirung des Inhaltes einer Mumie freie Säure erhalten, die den Beweis jener angegebenen Mumificirung herstellt. Man nimmt nur an, daß bei diesem Verfahren der Leichnam in einen halb verkohlten Zustand versetzt worden war, so zwar, daß die besagte Erhitzung oder Räucherung mindestens 300° F. erreicht habe. Ingleichen ergab sich, daß die Binden, welche die Mumien einhüllten, durch eine, dem harzigen Extractivstoffe (der Arme, des Fußes etc.) ähnliche Substanz braungelb gefärbt waren, und daß sie im Wasser Essigsäure und essigsaures Natron absetzten, wobei letzteres unfehlbar auf Kosten des kohlensauren Natrons entstanden ist, womit man die entseelten Hüllen bestreut hat.

(Des Tanzes Ende.) Ein genialer Componist, der sonst keine Walzer componirte, entschloß sich aber dennoch dazu, und ward überredet, die Schöpfung auf einem Privatballe voll tanzwüthen der Damen vorzutragen. In dem rasendsten, rauschendsten Tacte rissen anfangs Tänzer und Tänzerinnen, wie Hüon's Zauberhorn, durch den Saal hin. — Man flog, die Busen wogten, die Lungen bliesen, die Gesichter glühten wie gekochte Krebse. Doch allmählig legte sich die rasch dahinreisende Wuth der Musik, sie ward sanfter, leiser, langsamer, sie schien zuweilen kurzathmig zu stöhnen, und ein Instrument nach dem andern verstummte, wie in Todesröcheln, bis auch die letzte Violine in einem sterbenden Hauche schwieg, dann ein plötzliches Aufschreien aller Instrumente — Todestille. — Die müden, matten Tänzer standen, und, wie die Stimme des Weltgerichtes, ertönte in besten wohlbekannten Klängen der Ton der — Todtenglocke. — als Ende des Tanzes zum Fenster herein. Alle Damen waren bleich, mehrere fielen in Ohnmacht, im ganzen Saale eine fürchterliche Ruhe; mehrere haben nie wieder gelangt.

Ein Wort über die Schwestern

M i l a n o l l o .

(Durch Zufall verspätet.)

Ich habe es nie so tief empfunden, wie weit das Wort zurückleibt hinter dem Gedanken, und wie schwer es wird, den Feuergeuß seines Gefühls in die kalte Form der Rede zu leiten, als gerade heute, wo auf dem Blatte meiner Erinnerung eine Erscheinung wieder auftaucht, die, wie das fröhliche Abendroth, blendend und doch beseligend, erhebend und doch zutraulich, unerklärlich und doch verständlich an uns vorüberzog; an uns, die wir noch staunend stehen und ihr diesen Nachruf aus dem Grunde unserer Seele zusenden. Ich meine die Schwestern Therese und Maria Milanollo. — Wenn ich zurückdenke an jene zwei begeisterten Abende, an die lautlos stille Versammlung, auf deren Bügen nur ein Wort zu lesen war, das des Selenfriedens und der Bewunderung, an den unaussprechlich tiefen Ernst der zur Jungfrau heranreisenden Therese, an die Lebendigkeit und das kindlich fromme Auge ihrer jüngern Schwester Maria, so erfasst mich ein Gefühl von Nüchternheit und Dankbarkeit und ich möchte mit Shakespeare staunend fragen:

Wer ist dieß Mädchen da? —

— Gewiß die Göttin

Der die Musik dient.

Nicht die mechanische Fertigkeit, mit welcher das Geschwisterpaar die Schwierigkeiten des Instrumentes und der Composition überwand, nicht die Reinheit des Spieles in seinen höchsten und verwickeltesten Passagen, nicht die unglückliche Präcision in den Doppelgriffen, nicht den meisterhaften Strich und Anschlag des Bogens will ich hier erwähnen, — es sind nur einzelne Theile zum lebensfrischen Ganzen, zerstreute Farben zu dem herrlichen Tongemälde, zerstreute Elemente zu der vollendeten Schöpfung; sondern das Ganze selbst und seinen unaussprechlichen Eindruck, das Bild selbst und seine magische Gewalt, den Zehnhimmel selbst und seine Befähigung.

War es doch wie ein poetisches Märchen, das uns Therese Milanollo durch den Laut ihrer Violine zuflüsterte, wie ein magischer Schimmertraum, den sie mit ihrem feinen Gesühle abspann; Klang es nicht wie ein Dankgebet, in das wir alle einstimmen, wie eine Friedenshymne, die uns alle versöhnte, wie eine Antwort von unsern lieben Todten auf so viele an sie gerichtete Fragen; sah es nicht aus wie ein Fernbild in einem Himmel, den wir kaum geahnt, wie die Aussicht in eine Welt voll Andacht und Friede? Wahrlich es muß vom Herzen kommen, was so tief im Herzen widerklingt, und unerklärlich bleibt es mir, daß ein so jugendliches Gemüth ein so tiefes Gefühl in sich schließt und so unvergleichlich schön auszusprechen vermag, wie es Therese Milanollo gethan.

Trugen auch alle Nummern ihres Spieles den Stempel der unerreichten Meisterschaft, so war doch die Fantasie über das Schlummerlied aus der Stummen von Portici der Alles überstrahlende Glanzpunkt ihrer Leistung. Dieses Schwellen der Töne, dieses flüsternde Piano, dieses Vergehen und Vergehen, es war hintersehend, und ich behaupte nicht zu viel, unerreicht und unerreicherbar. Nur wer sie gehört, wird es fühlen und bekennen, daß eine so große Virtuosität die Kränze unserer Fassungskraft berührt, und mehr als Einen habe ich das Concert verlassen sehen, stumm vor Rührung und ohne Worte für das Wunder dieser Erscheinung.

Maria Milanollo, Schülerin ihrer Schwester Therese, ist unter denselben glücklichen Constellationen geboren, und wenn sie ein Meister an seinem Jünglinge bald einen Nebenbuhler zu besorgen hat, so ist dieses hier der Fall. Mit einer Sicherheit und Entschlossenheit, mit einer Ruhe und Festigkeit, mit einem Feuerreifer und Selbstbewußtseyn, wie dieses nur die sichere Aussicht auf den Preisbrief der Meisterschaft gewähren kann, tritt Maria Milanollo hin; der erste Bogenstrich schon bekrundet ihre außerordentliche Befähigung und scheint uns zuzurufen: „hört und urtheilt.“ Maria Milanollo trug hier bereits gehörte Variationen von Maysseder, dann nebst einem Concertante von Dancla mit ihrer Schwester Therese am zweiten Abende auch eine Etude fantastique vor. Ich muß es gestehen, diese letztere kam mir vor wie eine Herausforderung der Schülerin an ihre Meisterin, wie ein netisches Frage- und Antwortspiel, wie ein Ringen zweier Kräfte, die sich gleich sind und sich zuletzt mit dem Bewußtseyn trennen, daß sie wohl neben einander, nie übereinander stehen können. Staunenswerth war diese Fingergeläufigkeit, staunenswerth dieses Zusammentreffen im Tacte. —

Brauche ich erst zu sagen, daß das entzückte Publikum sich während des Vortrages kaum halten konnte und nach jeder Nummer in ein lautes Jubeln ausbrach, das erst dann erdbete, wenn das Geschwisterpaar sich wieder zeigte. Ungeachtet der erhöhten Preise, ungeachtet des einladenden Abendbimmels war das Publikum sehr zahlreich versammelt, und bewies es deutlich, daß das wahrhaft Schöne und Gute auch hier den ungetheiltesten Anklang finde.

St.